

PETER MEYER

Ist Herr Kroll ein Gehirn im Tank?

Willkommen in der Matrix

Die überaus erfolgreiche Filmtrilogie *Matrix* der Brüder Laurence und Andrew Wachowski (Wachowski, Wachowski 1999-2003) stellt jeden aufmerksamen Kinogänger und Leser dieser Zeilen vor eine schwerwiegende Frage: Existiert das dicke Buch, die Festschrift für Walter Kroll, die ich gerade in Händen zu halten glaube, überhaupt? Bevor die soeben aufgeworfenen Bedenken einen Sturm der Entrüstung bei den Leserinnen und Lesern auslösen, die dieses Buch lesen und womöglich Herrn Kroll mit einem eigenen Beitrag eine Freude bereitet haben, sei kurz die wenig erfreuliche Vision skizziert, die in *Matrix* cineastisch verarbeitet wurde: Unfreundliche Mächte haben die Kontrolle über die Erde und ihre Bewohner übernommen. Der Planet ist übersät mit riesigen Türmen, in denen die Körper der Menschen in flüssigkeitsgefüllten Tanks aufbewahrt werden, damit besagte böse Mächte die menschliche Körperwärme als Energiequelle anzapfen können. Das Nervensystem eines jeden dieser menschlichen Körper ist an einen Supercomputer angeschlossen und wird von ihm mit Sinnesreizen versorgt, die den

eingetankten Menschen auf perfekte Weise vorgaukeln, sich in einer „normalen“ Welt zu bewegen, in der es zum Beispiel Bäume, slavistische Seminare, universitäre Evaluationsverfahren und Mobiltelefone gibt und man morgens zur Arbeit in den Wolkenkratzer nebenan geht – während doch der Körper mitsamt dem Gehirn, das dies alles glaubt, in Wirklichkeit regungslos im finsternen Tank schwimmt.

Eine besonders beliebte akademische Variation über diese makabren Filmideen stammt von dem Harvard-Philosophen Hilary Putnam, der indes wohl nicht die Inspirationsquelle der Wachowskis – die es da eher mit Baudrillard halten – gewesen ist. Putnam hat in seinem Buch *Reason, Truth and History* (1982) eine zeitgemäße Version des cartesianischen Skeptizismus vorgelegt: Woher wissen *wir*, woher weiß der Leser dieser Zeilen, daß wir nicht nur Gehirne im Tank sind, daß es also die von uns wahrgenommene Außenwelt wirklich gibt? Nach Voraussetzung des Gedankenexperiments sollen die vom Supercomputer produzierten Nervensignale für die angeschlossenen Gehirne nicht von solchen unterscheidbar sein, die eine reale Außenwelt, vermittelt über Sinnesorgane, hervorbringt. Demnach könnten *alle* Überzeugungen, die wir über die Welt um uns herum haben, falsch sein – ohne daß wir die Möglichkeit haben, dies jemals herauszufinden! Daß die Wachowskischen oder Putnamschen Gedankenexperimente möglicherweise nicht einmal im Prinzip realisierbar sind (Dennett 1991), hilft nicht weiter; sie sind denkbar, das genügt. Für die nachfolgenden Überlegungen ist es dabei nicht relevant, ob man, wie Putnam oder die Wachowskis, davon ausgeht, daß es viele eingetankte Gehirne gibt, die, etwas verkürzt ausgedrückt, in der ihnen allen vom Supercomputer vorgegaukelten Welt als virtuelle Menschen interagieren, oder ob man nur ein einzelnes um die reale Welt betrogenes Gehirn annimmt, so daß die Handlungen und Entscheidungen aller anderen Menschen in der virtuellen Welt dieses Gehirn bloße Erfindung des Computers oder vielleicht der Programmierer dieses Computers sind. Daß es in den Überlegungen des amerikanischen Starphilosophen um eingetankte Gehirne und nicht, wie bei den Filmemachern, um ganze eingetankte Körper geht, ist in unserem Zusammenhang ebenfalls unerheblich. In allen genannten Varianten ist die vom einzelnen eingetankten Individuum, um dessen Standpunkt es im folgenden gehen wird, erfahrene Wahrnehmung nämlich dieselbe.

Warum Gehirne-im-Tank keine Gehirne-im-Tank sind

Zum Glück will uns Putnam nicht nur die skeptische Bedrohung, die von niemals wirklich gedruckten Festschriften ausgeht, liefern, sondern auch die endgültige Destruktion dieser Art von Skeptizismus. Sein Argument hat eine sprachlogisch-begriffliche, genauer *referenztheoretische* Grundlage, es prüft also, worauf wir uns mit den Wörtern unserer Sprache – in erster Linie Substantive wie „Baum“, „Wolkenkratzer“ oder eben auch „Gehirn“ – beziehen.

Putnams Argument läßt sich ungefähr wie folgt zusammenfassen. In *unserer* Sprache beziehen sich Wörter wie die eben genannten auf Dinge der Außenwelt wie eben Bäume, Wolkenkratzer bzw. Gehirne. Es handelt sich um Objekte, mit denen wir in irgendeiner hinreichend spezifischen Form in kausalen Kontakt treten

können oder zumindest theoretisch treten könnten. Nur deswegen läßt sich, so Putnam, überhaupt sinnvoll sagen, wir könnten sprachlich auf sie Bezug nehmen. In der Sprache eines Gehirns im Tank, vornehmlich wenn dieses immer schon im Tank war und nicht erst von fiesen Wissenschaftlern eingetankt worden ist, beziehen sich die genannten Wörter jedoch nicht auf „reale“ Bäume, Wolkenkratzer oder Gehirne, denn das Gehirn kann keinerlei kausale Verbindung zu solchen Gegenständen aufnehmen. Wenn sich diese Wörter, so sagt Putnam, in der Sprache eines Tankgehirns überhaupt auf etwas beziehen, dann beispielsweise auf jene elektronischen Konfigurationen im Simulations-Supercomputer, die jeweils den Wahrnehmungseindruck der fraglichen Objekte im Gehirn kausal erzeugen. Die genaue Bestimmung des jeweiligen Referenzobjektes bzw. der jeweiligen Klasse von Referenzobjekten hängt von den sprachtheoretischen Vorlieben des Betrachters ab und ist hier für uns nicht von Interesse. Im folgenden bezeichnen wir die elektronischen Computerkonfigurationen, die im eingetankten Gehirn Sinneseindrücke erzeugen, die von realen Bäumen, Gehirnen, Tanks... ununterscheidbar sind, abgekürzt als Bäume*, Gehirne*, Tanks* und so weiter. Ein Gehirn im Tank bezieht sich daher mit dem Wort „Gehirn“ nicht auf Gehirne, sondern auf Gehirne*, und mit dem Wort „Tank“ nicht auf einen Tank, sondern auf einen Tank*. Nehmen wir nun an, jemand äußere den Satz „Ich bin ein Gehirn im Tank“. Dann gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder das betreffende Individuum ist kein Gehirn; dann ist seine Äußerung falsch. Oder aber die Person ist ein Gehirn im Tank; dann behauptet sie mit ihrer Äußerung aus den gerade genannten referenztheoretischen Gründen, daß sie ein Gehirn* im Tank* ist, was ebenfalls falsch ist: In seiner computersimulierten Welt ist dieser Mensch nämlich kein Gehirn* im Tank*, sondern schlicht ein Mensch* unter vielen anderen Menschen*. Also ist die Äußerung „Ich bin ein Gehirn im Tank“ in jedem Falle falsch. Also sind wir alle keine Gehirne im Tank; quod erat demonstrandum.

Putnams Argument, das durchaus seine von Fachkollegen heiß debattierten Fallstricke hat, klingt zunächst recht paradox und wirkt ein wenig wie philosophischer Budenzauber. Würde ein echtes Gehirn im Tank aufgrund philosophischer Überlegungen à la Putnam zu dem Ergebnis kommen: „Ich bin offensichtlich *kein* Gehirn im Tank“, dann hätte es damit Putnam zufolge sehr wohl *recht*, obwohl ein außenstehender Beobachter mit genau so gutem Recht gerade das (übrigens, wie zu zeigen sein wird, nur scheinbare) Gegenteil behaupten dürfte.

Aus der Sicht des Gehirns im Tank beziehen sich die Wörter „Gehirn“ und „Tank“ auf Objekte in der *für es selbst realen*, aber, wie *wir* wissen, lediglich simulierten Welt. Der Person mit einem Gehirn im Tank genügt daher schon der morgendliche Blick in den virtuellen Rasierspiegel, um zu erkennen, daß es kein Gehirn im Tank ist. Zu dem *tatsächlichen* Gehirn im Tank hat die Person, zu der eben dieses Gehirn gehört, keinen hinreichenden kausalen Kontakt. Würde sie beispielsweise versuchen, in ihrer simulierten Welt mit dem Kopf durch die Wand zu rennen, dann würde damit das tatsächlich vorhandene Gehirn im Tank keinen Schaden nehmen können; die Kopfschmerzen blieben rein virtuell. Ähnlich kann Fernsehkommissar

Derrick zwar jede Menge Fernsehapparate bei dem Versuch, den Täter im TV-Laden zu fassen, zerschießen, aber ganz sicher nicht den Fernseher, auf dem *wir* am Samstagabend seine Verfolgungsjagd quer durch den Multimediatempel verfolgen. Daher kann Derrick auch nicht *unseren* Fernsehapparat meinen, wenn er das Wort „Fernseher“ verwendet, sondern nur Fernsehgeräte* in seiner, nur im Film existierenden, Welt. Entsprechend kann sich ein Gehirn im Tank denn auch nicht auf das reale Gehirn im Tank beziehen, wenn es in seiner simulierten Welt behauptet, es sei ein Gehirn* im Tank*. Das Gehirn im Tank hat mit seiner kühnen Mutmaßung, ein Gehirn im Tank zu sein, nicht nur aus seiner eigenen Rasierspiegelperspektive unrecht, auch aus der Außenperspektive eines Supercomputer-Programmierers betrachtet ergibt sich: Das Gehirn behauptet mit seiner Äußerung, ein Gehirn-Bitmuster im Tank-Bitmuster (ein Gehirn* im Tank*) zu sein – was immer das auch genau heißen mag! –, während es doch in Wirklichkeit ein Gehirn im Tank ist.

Für den außenstehenden Beobachter ist es also durchaus korrekt, zu sagen, die betreffende Person sei ein Gehirn im Tank, und zugleich der in der simulierten Welt von der betreffenden Person getroffenen Mutmaßung, sie sei *kein* Gehirn im Tank, zuzustimmen. Außenstehender Beobachter und Gehirn im Tank sprechen, in einem bestimmten Sinne, zwei verschiedene Sprachen, auch wenn sich beide „der deutschen Sprache“ bedienen. Selbst wenn sie dieselben Wörter verwenden, ist es daher nicht der Fall, daß sie sich damit auf dieselben Dinge und Sachverhalte beziehen. Auch daher können wir keine Gehirne in Tanks sein: Wir sprechen nicht die Sprache eines Gehirns im Tank (vgl. Wright 1994)!

Der Tenor von Putnams Überlegung läßt sich, ganz unabhängig von eher technischen Fragen einer Theorie der sprachlichen Bezugnahme, als Warnung vor einer unzulässigen Vermischung zweier Perspektiven verstehen. Wir können bei dem Namen von Fernsehkommissar Derrick einerseits an eine Person denken, die auf Fernseher schießt und den Polizeikollegen Harry bittet, schon mal den Wagen zu holen; oder aber wir können darunter ein kompliziertes, von einem Elektronenstrahl produziertes bewegtes Punktemuster auf einem Bildschirm verstehen. Auch wenn es eine offensichtliche inhaltliche Verbindung zwischen den beiden Perspektiven gibt, dürfen sie nicht miteinander vermengt werden. Bewegliche Punktemuster auf einer Mattscheibe lassen keinen Harry einen Wagen holen; Kommissare werden nicht von Elektronenstrahlen erzeugt. Wer auch nur mutmaßt, er könne ein Gehirn im Tank sein, der produziert, wenn Putnam denn recht hat, vergleichbaren semantischen Unfug – ebenso gut könnte Derrick dem Fernsehzuschauer erklären, er werde gleich dessen Fernsehgerät mit einem gezielten Schuß aus der Dienstwaffe zur Implosion bringen. Ob eine solche, sehr vernünftige, Forderung nach einer Unterscheidung von Betrachtungsebenen allerdings durch die sprachphilosophische Einkleidung bei Putnam wirklich an Überzeugungskraft oder Wissenschaftlichkeit gewinnt, wird wohl auch für manchen erklärten Gegner skeptischen Gedankengutes fraglich bleiben.

Als wir oben versuchten, aus der Außenstehenden-Perspektive zu verstehen, warum das Gehirn im Tank mit dem Satz „Ich bin ein Gehirn im Tank“ unrecht hat, haben wir übrigens, wie mir scheint, selber bereits eine unzulässige Vermischung zweier Begriffsebenen vorgenommen, wie sich erneut leicht anhand unserer Krimi-Analogie erläutern läßt. Wenn wir uns darauf eingelassen haben, die bewegten, schalluntermalten Punktemuster auf der wohnzimmerlichen Mattscheibe *als Bilder von Derrick (also als Bilder einer Person, die in einer wie auch immer gearteten Welt agiert und sprachlich handelt)* zu interpretieren, haben wir uns auf eine begriffliche Ebene begeben, die es uns nicht mehr gestattet zu sagen, Derrick beziehe sich, wenn er das Wort „Wagen“ benutzt, nicht auf einen Wagen, sondern in Wirklichkeit bloß auf Bildpunktmuster auf Fernsehbildschirmen. Derrick bezieht sich mit dem Wort „Wagen“ auf Wagen „seiner“ Welt, einer Welt, die wir bereits (samt Derrick selbst) vorausgesetzt haben, als wir anfangen, von Derrick und seinen Abenteuern zu reden. Wir können nicht, außer im Scherz, eine bestimmte Betrachtungsweise einnehmen (im wahrgenommenen, bewegten Bild die Handlungen einer Person Derrick sehen) und sie im selben Moment wieder zurückziehen (Derricks Sprache sich auf Bildpunkte auf Fernsehapparaten beziehen lassen); damit verwickeln wir uns in einen sinnlogischen Widerspruch. Ganz entsprechend dürfen wir nicht die elektrochemischen Aktivitäten eines Gehirns, das vor unseren Augen im Tank schwimmt, als neuronalen Ausdruck der psychischen Prozesse einer Person verstehen, die in einer wie auch immer gearteten Welt agiert, und im selben Atemzug behaupten, die Worte, die diese Person in dieser Welt verwendet, bezögen sich nicht auf Dinge in dieser Welt, sondern zum Beispiel auf elektronische Konfigurationen in einem Computer, der die elektrochemischen Aktivitäten des besagten Gehirns beeinflusst. Putnams Argument bleibt von meiner soeben angestellten kritischen Überlegung jedoch unangetastet: Die Person, deren Gehirn im Tank schwimmt, bezieht sich mit ihren Worten auf Gegenstände „ihrer“ Welt. Sie ist aber, in dieser ihrer Welt, kein Gehirn im Tank, sondern eine gewöhnliche lebende Person. Daher hat sie, in ihrer Welt, recht damit, zu sagen, sie sei kein Gehirn im Tank. Hat Herr Kroll also Glück gehabt? Wir werden sehen.

Metaphilosophie im Tank

Interessierte Leser, die nicht dem Stand des modernen Berufsphilosophentums angehören, werden möglicherweise geneigt sein zu vermuten, Putnams Überlegungen seien als kuriose Randbemerkung in der Nähe einer Wieviele-Engel-passen-auf-eine-Nadelspitze-Scholastik anzusiedeln. Weit gefehlt! Es gibt mittlerweile eine umfangreiche Debatte zu diesem Thema; immer wieder wird „Wie hältst Du’s mit den Tankhirnen?“ beinahe zur Gretchenfrage für ganze Theoriegebäude in den Disziplinen Metaphysik, Sprachphilosophie und ach! manch anderem erhoben. Sogar Gegenstand einer Göttinger Habilitationsschrift ist Putnams filmogene Überlegung schon gewesen (vgl. Müller 2003). Man beobachtet in der Literatur ein durchaus charakteristisches argumentatives Wettrennen: Die einen versuchen, in den mittlerweile zahlreichen Ausformulierungen der eher nachlässigen Argumentation

Putnams einen philosophischen oder logischen Argumentationsfehler zu finden, die anderen – unter ihnen auch z.B. Müller – bemühen sich darum, die eine oder andere Variation über die Widerlegung der Möglichkeit eines Tankhirn-Skeptizismus so zu modifizieren und wasserdicht zu machen, daß kein Platz mehr für besagte Argumentationsfehler bleibt.

Am skizzierten Wettrennen möchte ich hier nicht teilnehmen, sondern mich eher jener Fraktion anschließen, die – wie z. B. Thomas Nagel (1986) – der Auffassung ist, daß Putnams Argument kein hinreichendes antiskeptisches Potential hat, unabhängig davon, ob Putnams Argumentation Gültigkeit beanspruchen kann oder nicht. Tatsächlich geht es mir im vorliegenden Essay nicht einmal um einen Beitrag zur Skeptizismus-Diskussion, sondern ich möchte versuchs halber den von Putnam initiierten philosophischen Diskurs von einem metasprachlichen Standpunkt aus betrachten und auf zwei eng miteinander verwobene Probleme hinweisen. Zum einen möchte ich darauf hinweisen, wie sehr die saloppe Art der Putnamschen *Fragestellung* uns in die Gefahr bringt, unsere eigene sprachliche Ausdrucksweise mißzuverstehen und deswegen zu unbrauchbaren Analysen zu gelangen, eine Gefahr, vor der etwa der spätere Wittgenstein uns immer wieder gewarnt hat. Zum anderen ist Putnam, wie mir scheint, in seiner *Beantwortung* der Fragestellung Opfer eines zu einfachen, reduktiven Bildes von Sprache geworden, eines Bildes, dem zufolge Wörter wie „Gehirn“ und „Tiger“, unabhängig vom Äußerungskontext und vom Satz, in dem sie stehen, immer dieselbe „Funktion“ haben, indem sie die Aufgabe haben, sich – in welcher Weise auch – auf bestimmte „Gegenstände“ zu beziehen; auf *welche* Gegenstände sie sich jeweils beziehen, hängt natürlich sehr wohl vom Ko- und Kontext ab. Hierbei geht es mir also, anders als so vielen anderen Kommentatoren, überhaupt nicht darum, die spezielle, oft irreführend als „kausal“ bezeichnete, Referenzauffassung von Putnam zu kritisieren, die dieser in seiner Argumentation voraussetzt. Es geht mir um eine viel generellere Überzeugung, die wohl die allermeisten Kombattanten in der philosophischen Schlacht um Tankhirne teilen, nämlich diese: „Um die Bedeutung und den Wahrheitswert einer beliebigen Äußerung, also auch der Äußerung «Ich bin ein Gehirn im Tank», angeben zu können, müssen wir stets den Beitrag analysieren, den die einzelnen Bestandteile der Äußerung (im gegebenen Beispiel unter anderem die Wörter «Gehirn» und «Tank») zur Gesamtbedeutung des Satzes liefern.“ Das Problematische an der gerade referierten Überzeugung ist aus meiner Sicht gerade die Präsupposition, daß es einen solchen *isoliert bestimmbar*en Beitrag von Äußerungs-/Satzbestandteilen zum Äußerungs-/Satzganzen *immer geben muß*. Mit dieser Bemerkung soll übrigens nicht pauschal das semantische Kompositionalitätsprinzip – demzufolge sich die Bedeutung eines komplexen sprachlichen Ausdruckes aus der Bedeutung seiner Teilausdrücke ergibt – mit dem sprachphilosophischen Bade ausgeschüttet werden; als *normatives* methodisches und begriffliches Leitprinzip ist es vermutlich, in was für einer theoretischen Präzisierung auch immer, als *eine* Grundlage für jegliche Art von Bedeutungsanalyse unterhalb der Satzebene unverzichtbar.

Beginnen wir mit einer scheinbar harmlosen Frage. Von welchen Entitäten kann man überhaupt sinnvoll (wenngleich auch möglicherweise zu Unrecht) sagen, sie könnten möglicherweise Gehirne im Tank sein? Etwas technischer ausgedrückt: Auf welche Objekte im Diskursuniversum läßt sich das Prädikat *ist ein Gehirn im Tank* überhaupt anwenden, unabhängig davon, ob sich bei einer solchen Anwendung eine wahre oder eine falsche Aussage ergibt? Reflexartig möchte man antworten: „Das Prädikat läßt sich offenbar sinnvoll auf Gehirne aller Art anwenden“; man liest das Prädikat *ist ein Gehirn im Tank* dann also in dem naheliegenden Sinne *gehört zur Klasse der eingetankten Gehirne*. Die Kopula hat in dieser Lesart eine ganz gewöhnliche subsumptive Funktion. Die spontane Antwort ist indes falsch. Um dies einzusehen, genügt eigentlich schon ein Blick auf den Titel dieses Aufsatzes, in dem das besagte Prädikat auf den Ausdruck „Herr Kroll“ angewendet wird. Herr Kroll ist aber kein Gehirn; er ist eine Person, die ein Gehirn hat. Und wenn wir in unseren bisherigen Überlegungen immer wieder von Gehirnen im Tank gesprochen haben, die sich in ihrer virtuellen Welt im Rasierspiegel sehen, sich philosophische Gedanken machen usw., dann stand der Ausdruck „Gehirn im Tank“ jeweils *pars pro toto* für eine Person, deren Gehirn in Wirklichkeit in einem Tank schwimmt und an einen Simulationscomputer angeschlossen ist. Statt von „Personen“ kann man, je nach den eigenen philosophischen Vorlieben, etwa auch von „Bewußtseinen“ o.ä. reden; dies ist für unsere weitere Argumentation unerheblich. Im folgenden verwende ich den hoffentlich hinreichend neutralen Ausdruck „Person“, um mich auf diejenige Art von Entität zu beziehen, von der wir sagen würden, sie habe Wahrnehmungen, ein Bewußtsein, (jedenfalls ihrer eigenen Überzeugung nach) einen menschlichen Körper usw.

In der philosophischen Argumentation von Putnam ist das Gehirn, das dort im Tank schwimmt, nicht nur ein beliebiger Haufen Nervenzellen in einer Nährlösung, der elektrochemisch mit einem externen Computer verbunden ist. Das Gehirn muß, so unterstellen Putnam ebenso wie die Wachowski-Brüder, ‚Verursacher‘ oder ‚Träger‘ einer Person im gerade erläuterten Sinne sein. Wenn Putnam annimmt, daß es da außer dem Gehirn im Tank noch eine damit irgendwie ‚verbundene‘ Person gibt, dann aufgrund eines philosophisch durchaus raffinierten *Analogieschlusses* der folgenden Art: „Die elektrochemischen Prozesse, die man an dem Gehirn im Tank beobachten kann, sind dieselben, die bei einem Gehirn vorliegen, das sich im realen Körper eines Menschen «aus Fleisch und Blut» befindet, z.B. eines Menschen, der gerade im Café sitzt und sich unterhält; also gibt es auch jetzt eine Person «hinter» dem Gehirn in diesem Tank, eine Person, die sich, in ihrer Welt, gerade in einem Café in eine Konversation vertieft wähnt.“

Daß wir bei der Formulierung des Putnamschen Gedankenexperimentes davon ausgehen, daß es eine Person ‚hinter‘ dem Gehirn im Tank gibt, ist ein verständlicher und unter Umständen sehr sinnvoller, aber keineswegs banaler Analogieschluß, der sich nicht alleine durch irgendeine kausale oder, wie man richtiger sagen sollte, historisch erklärende Referenztheorie à la Putnam abdecken läßt: Hinter dem Begriff der Person steht in diesem Fall offenbar keine kausal wirksame Entität,

die unabhängig von unseren Begriffsprojektionen existieren würde. Mit solchen Analogien (wenn man nicht gleich von Metaphern oder begrifflichen Projektionen sprechen möchte) erschließen wir uns ganz allgemein auf sprachlichem Wege konzeptuelles und epistemisches Neuland, auch in wissenschaftlichen Kontexten. Es gibt keinen logisch zwingenden argumentativen Weg, der uns überzeugen könnte, daß es da immer noch eine Person ‚hinter‘ oder gar ‚in‘ diesem Gehirn im Tank mitsamt seinen immens komplexen neuronalen Prozessen gibt, denn unsere gewöhnlichen, alltäglichen Kriterien für den Personenstatus finden sämtlich keine Anwendung mehr; man denke hier an die schwierige Frage der Beurteilung des Personenstatus etwa bei Wachkomapatienten, bei denen ebenfalls keine Verhaltensmuster mehr unseren Entscheidungsrastern klar entsprechen. Dennoch verlassen wir, und dies muß eben auch Putnam in seinen antiskeptischen Überlegungen *unterstellen*, nicht den Bereich sinnvoller Rede, wenn wir für eine neue Situation – lebendes, funktionierendes menschliches Gehirn in passender elektrochemischer Umgebung, aber ohne normalen Körper – neue Kriterien aufstellen oder erfinden, obwohl wir nicht in die Rolle oder Perspektive des Gehirns im Tank schlüpfen können, um zu prüfen, ob wir damit richtig liegen. Wir verwenden bei diesem Analogieschluß vertraute Wörter und Begriffe – etwa den Personennamen *Herr Kroll* –, die in unserem alltagsweltlichen Handeln hinreichend (auch kausal) verankert sind, in einem neuen Bereich und sind im besten Fall sogar in der Lage, die begriffliche Projektion mit Argumenten zu stützen.

Halten wir daher fest: Wenn wir mit Blick auf ein konkret vor uns stehendes, eingetanktes und verdrahtetes Gehirn sagen würden, dies sei (im Putnamschen Sinne) ein Gehirn im Tank, und zwar handele es sich um einen gewissen Herrn Schein, der sich gerade, wie der Computer anzeige, in einem Café in ein Gespräch mit einer charmanten jungen Dame verwickelt glaubt – dann würden wir das Prädikat *ein Gehirn im Tank sein* etwa in folgender, durch komplexe Analogieschlüsse gerechtfertigten, Bedeutung verwenden: *eine Person sein, die sich, ohne es zu wissen, in einer virtuellen Welt von Wahrnehmungen und Überzeugungen befindet, die kausal von dem vor uns stehenden, eingetankten und an einen Simulationscomputer angeschlossenen Gehirn erzeugt wird.*

Stellen wir uns nun vor, Herr Kroll würde nach der Lektüre dieser unmaßgeblichen Zeilen ins philosophische Grübeln verfallen und denken: „Vielleicht bin ich ja tatsächlich auch ein Gehirn im Tank“. Was würde er damit nach der bisherigen begrifflichen Analyse meinen? Auf jeden Fall *nicht* folgende Behauptung: „Ich bin – vielleicht – ein Gehirn (unter anderen Gehirnen von Lebewesen in meiner Welt) in einem Tank (unter anderen Tanks in meiner Welt, die ich, zumindest theoretisch, sehen und berühren kann).“ Das will der dem Skeptizismus verfallene Herr Kroll ganz sicher nicht sagen; es ist ja ganz offenkundig falsch, ganz gleich, ob er nun „in Wirklichkeit“ ein Gehirn im Tank ist oder nicht. Aber nur diese triviale Lesart von *ein Gehirn im Tank sein* wird von Putnams Argument überhaupt erfaßt! Was Herr Kroll tatsächlich meint, ließe sich etwa wie folgt paraphrasieren: „Meine Situation könnte der des armen Herrn Schein vergleichbar sein.“ Erneut werden in

dieser Äußerung Wörter wie „Situation“ und „vergleichbar“, deren alltagsweltliche und -sprachliche Verankerung auch in der Welt eines Gehirnes im Tank nicht bestritten werden könnte, in einem neuen Kontext genutzt, und wieder fehlt die Möglichkeit, mit einem apriorischen Argument die neue Verwendung als sinnlos zu brandmarken. Wir *verstehen* ja, nach Voraussetzung des Argumentes von Putnam, was es heißt, sich in der Situation des Herrn Schein zu befinden. Und nun machen wir – oder eben der nachdenkliche Herr Kroll – nichts anderes, als, gewissermaßen probeweise, das Prädikat *ein Gehirn im Tank sein* in einer neuen Weise, nämlich diesmal auf die eigene Person, anzuwenden. Wieder entfallen bei dieser sprachlichen Übertragungsleistung geradezu *per definitionem* sämtliche erdenklichen Kriterien, die uns bislang für die Feststellung der korrekten Anwendbarkeit des Prädikats zu Verfügung gestanden haben, ganz genau so, wie dies oben für den Begriff der Person der Fall war. Erneut fehlt aber auch die Möglichkeit, die Ausdehnung der Verwendungssphäre des Prädikats aufgrund von *a priori* gegebenen Kriterien zu verbieten, solange es gute Gründe gibt, diese Ausdehnung in Betracht zu ziehen. Wenn wir eine uns im herkömmlichen Sinne epistemisch unzugängliche Person „hinter“ Herrn Scheins Gehirn unterstellen dürfen, können wir, und damit auch Herr Kroll, in vergleichbarer Weise, also auf dem Weg einer vergleichbaren begrifflichen Projektion, einen epistemisch unzugängliche Befindlichkeitszustand, den wir bei anderen Personen als möglich unterstellen, für uns selbst als Möglichkeit in Erwägung ziehen. Damit nehmen wir nicht das ein, was Putnam in seiner Kritik eines herkömmlichen – wie er es nennt: metaphysischen – Realismus als „Gottesgesichtspunkt“ bezeichnet: Wir treten mit den zugegebenermaßen mutigen begrifflichen Projektionen nicht aus den uns zur Verfügung stehenden Sprache-Welt-Zusammenhängen heraus, da die von uns verwendeten Wörter und Bezeichnungen bereits eine Verankerung in eben diesen Zusammenhängen haben.

Herr Kroll erzeugt also keinen semantischen Unfug, wenn er sagt: „*Meine Situation könnte der von Herrn Schein vergleichbar sein.*“ Denselben Gedanken könnte er aber natürlich auch so ausdrücken: „Ich bin – vielleicht – ein Gehirn im Tank.“ Hier würde er das Prädikat *ein Gehirn im Tank sein* natürlich in der gerade explizierten, nichttrivialen Lesart verwenden. Für Herrn Kroll heißt „ein Gehirn im Tank sein“ also soviel wie „sich in einer Situation befinden, die derjenigen der Person Herrn Scheins ähnelt, von dem wir auch sagen, er sei ein Gehirn im Tank, d.h. in einer Situation, die von dem Gehirn hervorgebracht wird, das hier verkabelt in einem Tank schwimmt“. Nicht die einzelnen Wörter „Gehirn“, „Tank“ und so weiter müssen betrachtet werden, um die fragliche Lesart des Ausdrucks „ein Gehirn im Tank sein“ erläutern zu können, sondern der *gesamte* Ausdruck ist aus einem Kontext, in dem er semantisch noch einigermaßen zerlegbar war (als es nämlich um Herrn Schein als Person sowie um sein Gehirn ging), in einen neuen Kontext übertragen worden (in dem es um die Person von Herrn Kroll geht, deren Existenz wir nicht erst, anders als bei Herrn Schein, aufgrund einer schwierigen naturwissenschaftlichen Analogie postulieren müssen – da steht er ja vor uns und hält gerührt seine Festschrift in der Hand!). Entsprechend komplex muß dann

die daraus ableitbare „Referenzleistung“ der einzelnen Substantive, die in ihm vorkommen, beschrieben werden.

Mit den vorstehenden Überlegungen kann abschließend noch eine interessante Brücke zu Herrn Krolls großem Betätigungsfeld, der Literaturwissenschaft, geschlagen werden. Wenn wir nämlich verstehen wollen, wie die menschliche Sprache beispielsweise in fiktionalen Kontexten „funktioniert“, sind Überlegungen ähnlich denen, die wir gerade angestellt haben, ganz unumgänglich. Wie die *Matrix*-Trilogie und zahlreiche andere Filme zeigen, ist die Grenze zwischen literarischer und cineastischer Fiktion einerseits und philosophischen hypothetischen Szenarien durchaus fließend. Die metasprachlichen Beobachtungen, die ich oben angestellt habe, lassen sich entsprechend auch an viel elementareren Szenarien anstellen. So gibt es in einem bestimmten Sinne weder den Weihnachtsmann noch den Hauptkommissar Derrick, und dennoch machten wir es uns ja offensichtlich zu einfach, wenn wir ungerührt behaupten würden, wir bezögen uns schlicht auf *nichts*, wenn wir die Wörter „Weihnachtsmann“ bzw. „Derrick“ in den Mund nehmen. Vielmehr ruht unsere Rede von Weihnachtsmännern und Derricks gewissermaßen parasitär auf unserer alltagssprachlichen Verwendung von Personenbezeichnungen für „reale“ Menschen auf. Auch hier liegen bemerkenswert komplexe, aber trotzdem schon von Kindern mühelos beherrschte, sprachliche Übertragungsprozesse vor, die sich solchen sozusagen atomistischen Fragestellungen wie „Auf welche Entitäten beziehen sich denn nun die Wörter «Weihnachtsmann» und «Derrick»?“ sehr erfolgreich widersetzen, weil sie nur auf einer holistischen Ebene der Betrachtung einer ganzen Praxis der sozialen Konstitution von und der Rede über Personen verständlich zu machen sind. Vielleicht hätte Putnam also das eine oder andere Seminar bei Herrn Kroll besuchen sollen?! Dann wäre er vielleicht auch über ein weiteres Problem gestolpert, das ich weiter oben geflissentlich unterschlagen habe, als behauptet wurde, Derrick könne sich mit dem Wort „Fernseher“ nicht auf die Fernsehapparate der zahlreichen TV-Serien-Konsumenten beziehen. Selbstverständlich kann er dies, genau so, wie sich der Bühnenschauspieler urplötzlich an die Theaterzuschauer wenden kann, um sich bei ihnen über die unzureichende Ausbildung seiner Kollegen oder das langweilige Stück zu beklagen. Solche autoreflexiven Wendungen sind gewissermaßen noch einmal eine Potenzierung der Übertragungsleistungen, die bei der Produktion und Rezeption literarischer Texte, Kinofilme, Dramen usw. erforderlich sind und die zu beschreiben und zu erklären offenbar ein gemeinsames Anliegen von Literatur- und Sprachwissenschaftlern sowie Philosophen sein muß. Nur am Rande sei erwähnt, daß Begriffsprojektionen der hier betrachteten Art offenbar auch notwendige Voraussetzung für jeglichen wissenschaftlichen Erkenntniszuwachs sind.

Rein in den Tank, raus aus dem Tank

Wenn nun aber Putnams mutiger Versuch der Destruktion eines der großen gedanklichen Herausforderungen der abendländischen Philosophie nicht gefruchtet haben sollte (was auf diesen wenigen Seiten ganz sicher nicht wasserdicht gezeigt wurde)

– was sollen wir dann unternehmen, um das cartesische Skeptizismus-Gespenst zu vertreiben? Eine schlichte Antwort könnte lauten: *nichts*. Die von philosophischer Seite ausdrücklich artikulierte Möglichkeit, wir könnten „in Wirklichkeit“ bloß Gehirne im Simulationstank sein, ist in unser Praxis des Lebens, Redens und Handelns ein Unterschied, der keinen Unterschied macht. Es scheint mir, daß es ganz einfach in der begrifflichen Struktur skeptischen Argumentierens liegt, daß eine logische Widerlegung nie, die skeptische Unterwanderung selber hingegen immer möglich ist. Dem Skeptizismus können wir daher nur begegnen, indem wir unseren *argumentativen Umgang* mit skeptischen Strategien auf einer Metaebene selber zum Gegenstand philosophischen Nachdenkens werden lassen und skeptische Szenarien auf diese Weise zum Schweigen bringen. Gehirne im Tank lassen sich nicht wirkungsvoll begriffslogisch bestreiten. Aber die mit noch so großer Überzeugungskraft vorgetragene Behauptung, der Leser dieser Zeilen sei bloß ein Gehirn im Tank, wird den Leser vermutlich nicht dazu bringen, sein Verhalten oder Denken zu revidieren (gegenteilige Fälle sind angeblich tatsächlich bekannt geworden; man würde in solchen Fällen allerdings eher die Psychiatrie als die Philosophie als Remedium empfehlen wollen). Die skeptische Behauptung steht außerhalb unserer Lebenszusammenhänge; sie kann aber als leer drehendes Rad, gewissermaßen als rhetorische Floskel, an jede empirische Behauptung angehängt werden. In der Praxis unseres Lebens könnten wir einen konsequent skeptischen Standpunkt, der uns ja von jeglicher Ethik, von jeglichen Bindungen ablösen würde, gar nicht durchhalten. Vielleicht ist es nicht einmal möglich, sich konsistent vorzustellen, was das heißen könnte: einen konsequent skeptischen Standpunkt durchhalten. Auch wenn es *begrifflich* durchaus verständlich zu machen ist, was es heißen könnte, ein Gehirn im Tank zu sein – *praktisch* läuft die Überlegung leer. Glück – nicht nur – für Herrn Kroll!

Zwei Fragen, zwei Antworten

Am Ende dieses Aufsatzes sollen die Leserinnen und Leser nun endlich zu ihrem guten Recht einer Antwort auf ihre beiden drängendsten Fragen kommen.

Zum ersten: Warum wird – ausgerechnet in dieser Festgabe für Herrn Kroll! – unser geschätzter Kollege selber in der Überschrift dem Verdacht ausgesetzt, lediglich ein Gehirn im Tank zu sein? Hätte man nicht jemanden anderes für diese zweifelhafte Rolle vorsehen können? Den Autor dieser Zeilen etwa? Eben dieser muß aber sogleich den naheliegenden Verdacht zurückweisen, er habe die Überschrift einfach als reißerischen Aufmacher ausgewählt, und das auch noch auf Kosten des Geehrten. Vielmehr zwang gerade umgekehrt die gebotene Höflichkeit zu dieser Wahl: Hätte der besagte Autor dieses Aufsatzes etwa sich selber im Gedankenexperiment zum Tankhirn erkoren, dann wäre am Ende nicht nur die vorliegende Festgabe, sondern auch der in ihr Gefeierte bloß eine Fiktion des Supercomputers, gar ein Phantasieprodukt skrupelloser Programmierer gewesen! Und wer will schon in seiner eigenen Festschrift lesen müssen, ihn selbst, den Befestschriebenen, gebe es womöglich gar nicht? Dann doch lieber die Matrix,

denn da gibt's unseren Kroll immerhin gleich doppelt: Als Gehirn im Tank und als von den uns simulierten Mitarbeitern hochgeschätzten Kollegen in unseren (selbstredend virtuellen) Gemäuern...

Und zum zweiten: Ist Herr Kroll denn nun ein Gehirn im Tank oder nicht? Aber selbstverständlich! Walter Kroll ist ein – und durchaus nicht nur irgendein – Gehirn im illustren (Think-)Tank des Göttinger slavistischen Seminars. War doch – Philosophie hin oder her – sowieso klar. Oder?

Keine Widerrede...!

Literatur

- Müller, Olaf L.: 2003, *Hilary Putnam und der Abschied vom Skeptizismus: oder warum die Welt keine Computersimulation sein kann* [= *Wirklichkeit ohne Illusionen*, Band I], Paderborn.
- Dennett, D. C.: 1991, *Consciousness Explained*, Boston.
- Nagel, Th.: 1986, *The View from Nowhere*, Cambridge.
- Putnam, H.: 1982, *Reason, Truth and History*, Cambridge.
- Wachowski, L., Wachowski, A. (Buch und Regie): 1999-2003, *The Matrix*: Kinotriologie. Erster Teil 1999: *The Matrix*; zweiter Teil 2003: *The Matrix Reloaded*; dritter Teil 2003: *The Matrix Revolutions* [vgl. die offizielle Internet-Homepage <http://whatisthematrix.warnerbros.com/>].
- Wright, C.: 1994, 'On Putnam's Proof that we cannot be Brains in a Vat', in: P. Clark, B. Hale (eds.), *Reading Putnam*, Oxford.